

Erinnerungen eines alten Mechanikers [Fortsetzung]

Autor(en): **Riggenbach, Niklaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

2. Fortsetzung

Grammatik und Lexikon wurden angeschafft, und die freien Stunden zu diesem Studium verwendet. Meine guten Pariser Freunde, Lassins und Venchère, gingen allabendlich in eine Brauerei, denn das deutsche Bier, das schon damals einen wohlverdienten Ruf genoss, leuchtete den beiden Franzosen ganz ausserordentlich ein. So wenig nun gegen einen gelegentlich guten Schluck einzuwenden gewesen wäre — leistete ich doch selbst anfangs meinen Freunden Gesellschaft — so widerte es mich doch sehr bald an, die ganze schöne freie Zeit so ohne alle höheren Bestrebungen und Ziele regelmässig und ausschliesslich im Bierhaus zuzubringen; ich zog mich deshalb allmählich zurück und benutzte meine Mussestunden ausser zum Studium des Englischen zur Befriedigung meines sonstigen Wissensdranges, um mich mit den in meinem Beruf einschlagenden Wissenschaften möglichst bekannt und vertraut zu machen, wie ich es früher in Paris getan hatte. Dies habe ich auch nie zu bereuen gehabt, denn während ich mich allmählich hinaufarbeitete, sind meine beiden guten Pariser ihr Leben lang Arbeiter geblieben. Sie sahen übrigens ohne Neid zu, wie ich vorwärts kam, und wir blieben gute Freunde. Was das Englische anbetrifft, so war es mir für mein späteres Fortkommen von grossem Werte, obschon ich mir damals von der Kenntnis dieser Sprache keinen direkten Nutzen versprechen konnte. Junge Leute sollten sich daher nie fragen: „Kann ich dies brauchen, kann ich jenes verwenden und verwerten?“, am allerwenigsten aber denken, sie wüssten schon genug, sondern so viel wie möglich immer hinzulernen zu dem schon Erworbenen, ob nun die praktische Verwertbarkeit sofort auf der Hand liege oder nicht und jede Gelegenheit zu weiterer Ausbildung mit Freuden ergreifen und aufsuchen.

Freilich ging es mit dem Vorrücken nicht so rasch, und einstweilen war ich eben, wenn auch gutbezahlter, so doch einfacher Monteur der Kesslerschen Maschinenfabrik. Darüber wollte mir denn nach Verfluss von zwei Jahren die Geduld allmählich ausgehen, und so kam es, dass die Vorschläge meiner Verwandten, nach Basel zu kommen, daselbst eine mechanische Werkstätte zu gründen und mich zu diesem Behufe mit einem jungen Manne, namens Schaub, zu verbinden, bei mir Eingang fanden. Der Gedanke, statt bloss abhängiger Arbeiter mein eigener Meister und Chef einer, wenn auch kleinen, so doch eigenen Werkstätte zu werden, gewann immer mehr Reiz für mich; auch wirkte der Wunsch meiner Mutter bestimmend auf mich ein, und so zog ich denn im März 1842 von Karlsruhe, wo man mich nur ungern ziehen liess, weg.

In der mechanischen Werkstätte, welche wir im „Dalbeloch“ (St. Albantal) errichteten, wurde nun während einer Reihe von Monaten wacker gearbeitet. Aber trotz allem Eifer ging das Geschäft nicht recht, es wurde wenig verdient, es war, wie man so zu sagen pflegt, die reine „Knorzerei“, und ich kam immer mehr zu der Einsicht, dass ich mit meinem guten, braven, aber nicht sehr praktischen und unternehmenden Associé Schaub kaum je vorwärtskommen werde. Ich fühlte mich im „Dalbeloch“ buchstäblich

verlocht. Der erfreuliche Umgang mit vielen liebenswürdigen Menschen, der mir durch meine Familienbeziehungen ermöglicht war, vermochte mich nicht über diesen geschäftlichen Misserfolg zu trösten. An den lebhaften Umtrieb und die bedeutenden Verhältnisse der grossen Etablissements in Paris und Karlsruhe gewöhnt, wurde es mir bald zu enge, und eine Unruhe, eine eigentliche Melancholie bemächtigte sich meiner. So begrüsst ich es als eine wahre Erlösung, als eines schönen Tages der nämliche Direktor Ehrhardt, der mich einige Jahre vorher von Paris mitgenommen hatte, im „Dalbeloch“ erschien und mir den Antrag machte, als Werkführer in die Kesslersche Fabrik zurückzukehren. Der noch jetzt lebende Herr Direktor Ehrhardt hat seitdem meinem lieben Sohne oft erzählt, als er mich in der dürftigen Werkstätte erblickte, habe er gleich gedacht: „Den haben wir wieder, dieser Mensch mit seiner grossen Energie gehört in grössere Verhältnisse und nicht in eine so kleine Krähwinkelei!“

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, fühlte ich mich wieder ganz in meinem Element und beschäftigte mich immer ausschliesslicher mit dem Bau von Lokomotiven, von welchen während meines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes (1840—1842) und dann nach der Basler Zwischenzeit (1844 bis 1853) die schöne Zahl von 150 erstellt wurden. Unterdessen fasste ich auch in gesellschaftlicher Beziehung immer mehr in den bürgerlichen Kreisen der badischen Residenz Fuss und befreundete mich namentlich mit den jüngeren Lehrern am Polytechnikum, aus deren Umgang ich für meine theoretische Ausbildung manchen Nutzen zog. Unter den Lokomotiven, die wir in Karlsruhe erbauten, befanden sich auch die vier, für die erste schweizerische Eisenbahnstrecke Zürich-Baden bestimmten Maschinen. Für dieselbe wurde 1846 alles nötige Material, ausser den Lokomotiven auch noch die erforderlichen Wagen und die ganze mechanische Ausrüstung in Karlsruhe fabriziert. Zu meiner grossen Freude wurde ich im Frühjahr 1847 beauftragt, die erste Lokomotive über die schweizerische Grenze zu bringen. Unter grossem Aufsehen der Basler Bevölkerung beförderte ich die Maschine über die Rheinbrücke und sah dabei manchen ehrsamem Basler Bürger ängstlich das Haupt schütteln, teils aus Befremden über das seltsame Ungetüm, teils aus Furcht, die Last desselben könnte der alten hölzernen Brücke gefährlich werden. Kurze Zeit darauf wurde mir auch die Ehre zuteil, unter dem grossen Jubel der Zürcher Bevölkerung die Probefahrt als Führer auf der Lokomotive zu leiten und so den ersten schweizerischen Eisenbahnzug von Zürich nach Schlieren zu führen. Am 9. August 1847 fand dann die Eröffnung der ganzen Strecke statt.

Ausser den Arbeiten für die Eisenbahn Zürich-Baden und den sonstigen Aufträgen, die besonders in dieser Zeit häufig einliefen, hatten wir damals auch eine komplette Dampfheizung für die Fabrik Geigy zu Steinen im Wiesental zu erstellen. Der Apparat wurde abgeliefert und in Betrieb

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49

Neues Wissen — kurz und klar

Blinde Katzen, denen die Schnurrhaare weggenommen werden, zeigen eine grosse Unsicherheit im Gehen; sie stossen häufig den Kopf beim Zulaufen auf Gegenstände an und brauchen bedeutend länger zum Durchschreiten eines Raumes als blinde Katzen mit Schnurrhaaren, die alle Hindernisse reibungslos überwinden.

Die feinsten Fäden lassen sich neuerdings aus Aluminium spinnen. Ein solcher Faden hat einen Durchmesser, der nur den 400. Teil eines Millimeters beträgt. 450 Gramm Aluminium ergeben 30 000 Kilometer dieses dünnsten aller Spinnfäden.

In London meldeten sich schon vor dem Kriege in jeder Nacht 4000 Obdachlose bei den Asylen, weil sie kein Geld für ein Bett und keine eigene Wohnung hatten.

Die Flusspferde sind dermassen träge und gleichmütig, dass bisweilen in Aequatorial-Afrika die Eingeborenen es wagen, beim Fischfang sich rittlings auf den Rücken eines solchen ungefügen Dickhäuters zu setzen.

Im alten Griechenland verlangte schon Plato die Bestrafung nichtverheirateter Männer und stellte die Forderung auf, dass jeder Junggeselle über 35 Jahre den Unterhalt für eine Frau in die Staatskasse zahlte.

Von allen 28 Nationen, die am Weltkrieg beteiligt waren, ist König Viktor Emanuel III. von Italien der einzige noch lebende und auf dem Thron verbliebene Herrscher. B. F.

gesetzt, wollte aber absolut nicht funktionieren, der Dampf zog nicht durch die Röhren und Oberst Geigy, der Chef der Firma, drohte der Kesslerschen Maschinenfabrik mit einem Prozess, weil die Arbeiter in den kalten Lokalitäten trotz der schönsten Dampfheizung jämmerlich froren. Unser technischer Geschäftsführer, der später als Dozent am Zürcherischen Polytechnikum verstorbene Professor Schröter, pflegte sonst zuverlässig zu kombinieren, so dass wir uns in Karlsruhe die Sache auf keinerlei Art zu erklären vermochten.

Da ich gerade um diese Zeit, meiner Hochzeit wegen, nach Basel ging, so beauftragte mich Herr Kessler, den Apparat zu untersuchen und die Geschichte, die für das Geschäft höchst unangenehm zu werden drohte, wenn immer möglich in Ordnung zu bringen. In Begleitung des schimpfenden Oberst Geigy nahm ich den unbotmässigen Mechanismus in Augenschein, ohne aber die Ursache des merkwürdigen Phänomens entdecken zu können. Der Dampf war und blieb rebellisch und wollte absolut nicht durch die Röhren gehen, so dass die Aussichten einestheils für meinen Chef, sich gerichtlich mit jener Firma auseinanderzusetzen, und andernteils für die Arbeiter, weiter frieren zu müssen, zu wachsen schienen. Kummervoll legte ich mich zu Bett und konnte vor Unruhe nicht schlafen, denn die Sache plagte mich unaufhörlich. Da kam mir, während ich dem Dinge nachsann, plötzlich der Gedanke, man müsse den Dampf den umgekehrten Weg ziehen lassen, d. h. ihm den gleichen Weg anweisen, wie dem Kondensationswasser. Kaum gedacht, sprang ich mit einem Satz aus dem Bette und weckte sofort den erschrockenen Monteur Winkler auf, der den Schlaf des Gerechten schlief. Ich hatte nämlich Herrn Winkler zur Beihilfe von Karlsruhe mitgenommen. Mitten in der Nacht machten wir uns ans Werk und führten die nötigen Aenderungen an der Leitung aus. Als frühmorgens um 7 Uhr Oberst Geigy die behaglich durchwärmten Fabriklokalitäten betrat, war er voll Erstaunen, denn alles ging ganz vortrefflich, ja die Arbeiter

fingen bald an, vor Hitze förmlich zu schwitzen. Ich musste nun Herrn Geigy die erforderliche Erklärung geben, und von da an hatte ich an den Gebrüdern Geigy väterliche Freunde und Gönner, was mir, abgesehen von der Freude, mit so edeln und angesehenen Männern in freundschaftlicher Verbindung zu stehen, in späteren Epochen meines Lebens von grossem Wert gewesen ist.

Wie schon erwähnt, verheiratete ich mich im November 1847. Doch durfte die Hochzeit nicht in Basel gefeiert werden. Während meines kurzen Basler Aufenthaltes im Anfang der vierziger Jahre hatte ich nämlich auch den Militärdienst machen müssen und war der Artillerie zugeteilt worden, so dass ich eigentlich 1847 den Sonderbundsfeldzug hätte mitmachen sollen. Man hätte mich zwar seitens des Basler Militärdepartements jedenfalls übergangen; aber der Grossvater meiner Braut, Ratsherr Socin, wollte nicht, dass es heisse, wenn ich meine Braut nicht aus einem Ratsherrenhause geholt hätte, so würde man mich in den bunten Rock gesteckt haben. So fand denn die Hochzeit nicht in Basel, sondern in Binzen, einem badischen Nachbarorte, statt. Ich begründete nun in Karlsruhe meinen eigenen Hausstand und erwarb mir sehr bald eine eigene Liegenschaft vor dem Ettlingertor. Mein Leben schien sich immer schöner zu gestalten und meine Karriere eine gemachte zu sein. In der Fabrik gab es vollauf zu tun. Abends pflanzte ich daheim mit Vergnügen meinen Kohl und beaufsichtigte meine kleine Landwirtschaft. Meine junge Frau wurde nicht müde, bald diese, bald jene Verbesserungen in Haus und Garten zu wünschen, und ich freute mich, ihre Wünsche zu erfüllen. Im Jahre 1848 wurde mir ein Sohn geboren. Es blieb dies unser einziges Kind, auch wurde er nicht, wie ich oft gewünscht hatte, mein Fachgenosse. Doch habe ich die freudige Genugtuung, zu sehen, dass er auf seinem Gebiet, als Pfarrer und Universitätslehrer, ebenfalls unermüdet arbeitet. So kann ich mich trösten, dass er nicht Mechaniker geworden ist. Die Hoffnungen und Wünsche, mit welchen ich ihn dort im Garten vor dem Ettlingertore oft stundenlang umhertrug, sind anders, als ich es meinte, aber sie sind doch in Erfüllung gegangen. Uebrigens wurde ich damals aus den Träumen meines jungen Vaterglückes bald genug heftig aufgeschreckt durch die Stürme der badischen Revolution.

Die Pariser Februar-Revolution hatte bekanntlich zur Folge, dass auch die Deutschen, welche bis jetzt ihre Einheits- und Freiheitsträume nur in schwungvollen Liedern besungen hatten, positive Forderungen aufzustellen wagten. Fast als eine Ironie des Schicksals aber muss es angesehen werden, dass die revolutionäre Bewegung in demjenigen Lande des deutschen Bundes ihren Ausgangspunkt genommen und ihren Höhepunkt erreicht hat, das die befriedigendsten wirtschaftlichen Zustände und die schönsten konstitutionellen Einrichtungen von ganz Europa besass, nämlich im Grossherzogtum Baden. Der gutmütige Grossherzog Leopold hatte ja die frankfurtische Reichsverfassung unverzüglich angenommen, und sein Ministerium war so liberal, als man es nur wünschen konnte. Aber die Bevölkerung war durch die Revolutionsfanatiker von Struves Kaliber viel zu sehr unterwühlt, als dass ihr eine geregelte Freiheit noch genügt hätte. Die grossen Massen träumten von einer „gemütlichen Anarchie“. Das Schlimmste war, dass das Militär nicht die geringsten Garantien bot. Die Disziplin war vollständig gelockert. Die Soldaten fraternisierten mit den Revolutionshelden und sprachen es ungescheut aus, wenn's losgehe, so werde man nicht auf die „Brüder“, sondern eher auf die Offiziere schiessen. Immer höher stiegen die Wellen der Bewegung. Jeden Abend fanden Versammlungen statt, bei welchen es oft sehr tumultarisch zuging. Am meisten schmerzte es den väterlich gesinnten Grossherzog, dass seinen Untertanen mit wach-

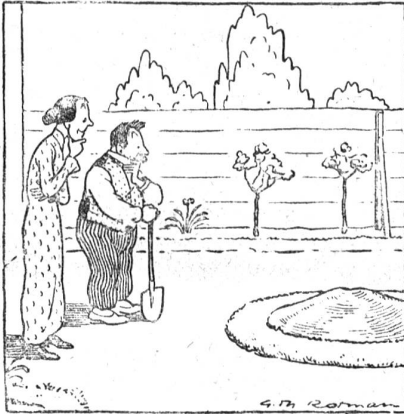
sendem Erfolge vorgespiegelt wurde, die Beseitigung der bestehenden Regierungsform und die Proklamation der Republik werde eine ungeheure Hebung der allgemeinen Volkswirtschaft zur Folge haben. Diejenigen, welche durch diese Volksversammlungen zur politischen Herrschaft zu gelangen trachteten, wussten sehr wohl, dass dies ohne die Hilfe der breiten Schichten des Volkes, besonders der Arbeiter, nicht möglich sei und stellten deshalb ihren Zuhörern goldene Berge in Aussicht und Dinge, an deren Möglichkeit sie selbst nicht glaubten oder die später zu verwirklichen sie niemals willens waren. Der Grossherzog in seinem Optimismus meinte, man müsse die irgeleitete Menge belehren, und so wurden einzelne populäre Männer beauftragt, in den Versammlungen aufzutreten. Auch ich wurde mit einer solchen Mission beehrt. Man wusste, dass ich in Arbeiterkreisen einiges Ansehen genoss, hoffte wohl auch, dass meine schweizerische Herkunft eine gewisse Wirkung ausüben werde. So begab ich mich also eines Abends mit zwei Professoren des Polytechnikums, dem bekannten Physiker

Dr. Eisenlohr, und dem Lehrer der Mechanik Dr. Redtenbacher, dessen Lehrbücher jetzt noch zu den besten gehören, in eine 4—500 Mann starke Versammlung im „Promenadenhause“. In einem kleinen Nebenzimmer des genannten Restaurants hörten wir die Reden an, und daraus, sowie aus der ganzen Physiognomie der Versammlung erkannten meine gelehrten Kollegen bald, dass sie hier mit ihren wohl vorbereiteten Darlegungen nicht nur keinerlei Erfolg haben, sondern vielleicht Ruf und Stellung aufs Spiel setzen würden; es wollte deshalb keiner von ihnen das Wort ergreifen und sie baten mich, der ich als „freier Schweizer“ bekannt sei, es zu tun. Ich setzte nun der Menge mit ganz einfachen Worten auseinander, wie man in der Schweiz die Freiheit auffasse, wie sie hier in Baden ebensoviel hätten, und wie ihr Land auch in materieller Beziehung verhältnismässig zu den glücklichsten Ländern Europas gehöre. Die Idee der vollständigen Gleichheit der Besitztümer sei nicht durchführbar und die Armut eine notwendige Bedingung zur Tätigkeit. (Fortsetzung folgt)

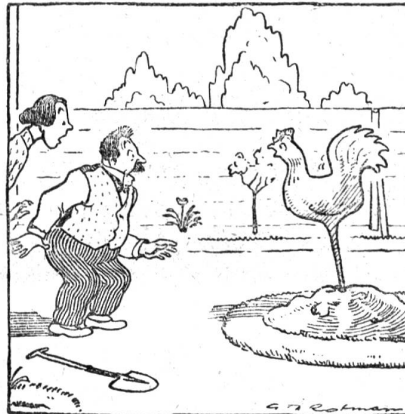
Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

VON G. T. H. ROTMAN
(NACHDRUCK VERBOTEN)

(3. Fortsetzung)



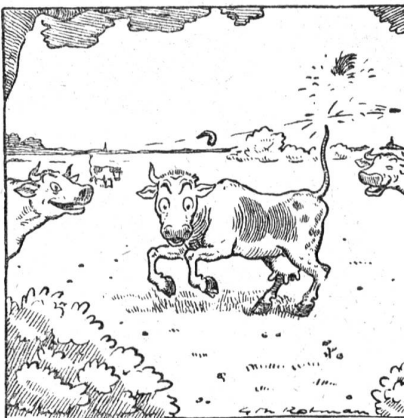
19. Gerade in diesem Augenblick stand Herr Klappmütze vor seinem Blumenbeet und schaute sinnend vor sich hin. «Wenn ich nur wüsste», sagte er zu seiner Frau, »was ich da in die Mitte setzen soll; darüber zerbreche ich mir schon den ganzen Tag den Kopf!«



20. Bums! Er hatte es kaum gesagt, als kopfüber der Wetterhahn herunterfiel und sich nach einem letzten Purzelbaum mit der Stange genau in die Mitte des Blumenbeetes hineinbohrte. So war die Schwierigkeit in einem Male gelöst!



21. Mittlerweile war Kapitän Klackebusch immer blutdürstiger geworden. Er hatte sich bereits die Abbildung eines Löwen gekauft; mit vier Reissnägeln befestigte er das Bild an einem dicken Baum. Dann nahm er als Schütze den Anstand ein, pflanzte sich fest hin, zielte und...



22. Pang! Die Kugel flog genau an dem Baum vorbei, durchbohrte das Gestrüch und raubte einer armen, unschuldigen Kuh ihre schönsten Zierden: ein Horn und der Pinsel des Schwanzes flogen ritsch! durch die Luft. Zum Glück war die Operation ziemlich schmerzlos.



23. Unbekannt mit dem Unheil, das er gestiftet hatte, setzte der Kapitän seine Schiessübungen fort. Ausser den Kühen war hinter dem Gestrüch auch noch ein Gehöft. Der Bauer lag behaglich in seiner Hängematte, während seine Frau die Wäsche besorgte. Es war eine anmutige, recht friedliche Szene.



24. Ach, wie grausam wurde die Ruhe gestört. Eine der Kugeln des Kapitäns traf gerade die Schnur, mit der die Hängematte befestigt war, und zwar am Kopfende, so dass der Bauer mit seinem Kopf in das Seifenwasser seiner Frau fiel.